

Diese Frage aber nun nicht zeitlos gestellt, sondern nach zwei Seiten aufgefächert; erstens: wie ist es zu verstehen, dass in dem neuzeitlich-christlichen Umfeld auf die römisch-heidnischen Gestaltungsmuster zurückgegriffen wird? Ist dies nur formal oder hat es auch inhaltliche Bedeutung? – die Problematik der Rezeption also – allgemein gesprochen: Wie haben andere Leser die Texte verstanden, um die es uns geht?

Zweitens: wie stehen wir selbst zu den angesprochenen Problemen und zu den Deutungsangeboten in den gelesenen Texten? Was lernen wir über uns und über die Menschen Roms, wenn wir hierzu nicht nur den heute sich ausbreitenden Brauch anonymen Bestattungen in Beziehung setzen sondern auch die *puticuli* jenseits des Esquilin? Welche Impulse zur Auseinandersetzung mit Fragen der eigenen Existenz werden gegeben?

Die skizzierte Strukturierung der Interpretation erlaubt es, Texte ‚ganzheitlich‘ zu verstehen, ohne dabei Gefahr zu laufen, im Sinne nicht nur NIETZSCHES sondern auch aktueller Strömungen „alles Einzelne und Vereinzelte“ zu verdampfen, um nur das „Ganze und Einheitliche bestehen“ zu lassen. Differenzierung ist ebenso geboten wie mögliche Sinnerfahrung nicht ausgeschlossen wird. Ich folge mit dem Bezug auf SENECAS Philologenkritik also nicht den Sirenenklängen NIETZSCHES, der – SENECAS Fazit in seiner Basler Antrittsvorlesung umkehrend – für sich selbst formuliert hat: *philosophia facta est, quae philologia fuit* (SCHLECHTA III 174).

Zum Schluss.

Die meisten Texte erlauben es, Fragen auf ganz verschiedenen Ebenen zu stellen, die zunächst einmal unterschieden werden können, die sich dann aber auch auf einander beziehen lassen.

Texte die zu lesen sich lohnt, erschließen Wirklichkeit, lassen Neues erfahren, geben Anlass zum Nachdenken.

An Beispielen zu lernen, dass und wie der Umgang mit lateinischen und griechischen Texten nicht in eine abseitige Welt vieler Beliebigkeiten und Belanglosigkeiten führt, sondern dass die Auseinandersetzung mit der Antike dabei helfen kann, sich selbst und die eigene Welt besser zu verstehen, darin liegt, so denke ich, über alle Nützlichkeiten hinaus der wesentliche Sinn des altsprachlichen Unterrichts – mit SENECA gesprochen: seine philosophische Perspektive.

Literatur

FC FORUM CLASSICUM. Zeitschrift für die Fächer Latein und Griechisch an Schulen und Universitäten.

R. Nickel, Synoptisches Lesen, in: F. Maier, Hrsg.: Latein auf neuen Wegen. 1999, 143-161.

O. Schönberger, Entstehung und Funktion der Lernzielmatrix für den Lateinunterricht, in: K. Bayer, Hrsg.: Lernziele und Fachleistungen. 1973.

R. Thurow, Zeitbezug – Aktualisierung – Transfer. AU XXV/3, 1982, 57-59.

K.-W. Weeber, Mit dem Latein am Ende? 1998

REINHARD THUROW, Reutlingen

Zur Diskussion gestellt

Non vitae sed scholae discimus?

Anmerkungen eines Lateinlehrers zu ELSBETH STERN, *Non vitae sed scholae discimus*. In: Forschung und Lehre 11/2000, S. 591 - 593

Der moderne Wissenschaftsbetrieb steckt doch voller Überraschungen: Da veröffentlicht ELSBETH STERN, Professorin für Pädagogische Psychologie, das Ergebnis einer empirischen „Längsschnittstudie ... (zu) möglichen Transfereffekten des Lateinunterrichts“ mit dem niederschmetternden – für manche vielleicht

auch befreienden – Fazit, dass das Lateinlernen letztlich keinerlei Sinn mache, mutet dem Leser jedoch gleichzeitig eine Überschrift zu, deren Pointe er wiederum nur mit Hilfe eben dieses als nutzlos erwiesenen Lateins verstehen kann: „*Non vitae sed scholae discimus*“!

Damit der geneigte Leser den angeblichen Anachronismus des Lateinlernens nunmehr ohne weitere Umschweife erkennt, ist der Artikel zusätzlich auch optisch „gestylt“, d. h. mit Bildern aus den mittelalterlichen Lateinstuben garniert, die den Schüler zumeist in demütig-

kniender Haltung zu Füßen seines Magisters zeigen, der drohend die Rute über dem Adepten schwingt.

Die Zuhilfenahme solcher Mittel aus dem Arsenal moderner Werbephilosophie sichert dem Artikel zweifellos die rasche Aufmerksamkeit einer breiteren Öffentlichkeit, zumal er ja auch dadurch schon leicht zu lesen ist, dass ihm sein negatives Ergebnis in der genannten, polemisch zur Pointe verdrehten Überschrift bereits *headline*-artig vorangestellt ist.

Als Klassischer Philologe und Leiter eines der Gymnasien, an denen die von der Autorin öfter erwähnte „Nürnberger Lateinstudie“ zum Wissenstransfer des in der Schule Gelernten speziell im Hinblick auf das Fach Latein vorgenommen wurde, gestatte ich mir ein paar Anmerkungen zu dem Artikel, die möglicherweise geeignet sind, sein scheinbar so schlüssiges Ergebnis wiederum ein Stück zu problematisieren und damit erneut den Dialog über eine Sprache zu eröffnen, die mir nach wie vor ein höchst wichtiges Schulfach zu sein scheint.

1. Die gewiss nicht unbedeutende Frage „Wie ist die Bedeutung des Schulfaches Latein empirisch einzuschätzen?“ (S. 591), lässt sich hinreichend keinesfalls durch eine Quantifizierung seiner Transfereffekte auf andere Fächer oder auf das Lernen überhaupt beantworten, wie der Artikel insinuiert. Allein mit solchen Transfereffekten könnte man auch kein anderes Schulfach begründen: Die Autorin macht sich die Sache zu einfach, wenn sie alle positiven Effekte des Faches Latein auf das „Selbst- und Wertverständnis des Schülers, auf sein geschichtliches Bewusstsein und seine Fähigkeit, Verständnis für die kulturellen und geistigen Traditionen Europas“ zu entwickeln, einfach dadurch ausblendet, dass sie diese als „normative Begründung schulischer Lerninhalte apostrophiert, deren Akzeptanz sich nur im gesellschaftlichen Diskurs klären lässt“ (S. 593). Was immer das auch heißen mag, – hier wird deutlich, dass die Autorin wegen der bewussten Beschränkung auf die Beobachtung ausschließlich externer Effekte des Lateinlernens bei gleichzeitiger Ausblendung aller „internen“ Fachleistungen (die selbstverständlich ebenfalls

„empirisch“ zu erheben wären!) zu so weit reichenden Thesen wie der plakativen Überschrift „*non vitae sed scholae discimus*“ keinerlei wissenschaftliche Legitimation besitzt! Die didaktische Begründung des Lateinunterrichts beschränkt sich glücklicher Weise nicht auf „geringfügige Überlegenheit der (Latein-) Schüler beim Finden von Grammatikfehlern in deutschen Texten“ (S. 593). Dass ELSBETH STERN durch ihre Darstellung diesen Eindruck zumindest bei einer breiteren Öffentlichkeit erweckt, muss ihr als Frage nach der Seriosität ihrer Darstellung vorgehalten werden. Eine wissenschaftliche Untersuchung, die sich auf Teilaspekte eines sehr komplexen Themas, hier des Lateinunterrichts, beschränkt, muss sich dieser Beschränkung stets bewusst sein und ihre Ergebnisse fairer Weise in den richtigen Relationen darstellen.

2. Mit Befremden nehme ich zur Kenntnis, dass ELSBETH STERN die bisherigen Ergebnisse der „Nürnberger Lateinstudie“ deutlich anders zusammenfasst, als dies bei LUDWIG HAAG (Der Altsprachliche Unterricht 43, 4+5, 2000, S. 86ff.) geschieht. HAAG stellt „signifikante Unterschiede“ der Lateinschüler (L 1) zu anderen Lernern nicht nur im Bereich des buchstabengetreuen Lesens, sondern auch bei der Identifikation von Satzkonstruktionen bei komplexen Sachverhalten, bei der Identifikation von Rechtschreib- und Grammatikfehlern und insgesamt im Hinblick auf die Deutschnote fest („Ebenfalls fällt nach vier Lernjahren die Deutschnote zugunsten der L 1-Lerner aus“). Die Entscheidung der Autorin, den positiven Effekt des Lateinlernens auf das buchstabengetreue Lesen zu beschränken, stellt eine wissenschaftlich unzulässige, verengende Wiedergabe selbst der Testergebnisse dar: Ist das Ziel, die Relevanz des Lateinunterrichts pointiert in Frage zu stellen? Nebenbei: Wenn wirklich im buchstabengetreuen Lesen der einzige Transfereffekt des Lateinunterrichts läge, könnte man ihn tatsächlich getrost aus dem Fächerkanon streichen!

3. Höchst problematisch an der Interpretation der „Nürnberger Lateinstudie“ durch die Autorin erscheint mir das Fehlen einer selbstkritischen

Dimension im Sinne einer Methodenreflexion. Dass bei den durchgeführten Tests weitergehende Transfereffekte des Lateinunterrichts nicht sichtbar werden, bedeutet ja nicht unbedingt, dass es solche in der Wirklichkeit nicht gibt. Davon geht die Autorin jedoch fraglos aus. Man vermisst durchgehend eine kritische Frage nach der Validität der durchgeführten Tests im Hinblick auf die gewählte Fragestellung (Das Beispiel THORNDIKES hätte dazu eigentlich Veranlassung bieten müssen!). In einer Untersuchungsreihe, die ganz bewusst empirisch artikuliert ist, muss die geringe Zahl der gestellten Fragen erstaunen. So bleibt der Gesamtbereich einer möglichen metasprachlichen Kompetenzerweiterung der Schüler durch den Lateinunterricht in der Testreihe völlig außer Betracht, obwohl gerade die Praktiker, d. h. die Lehrer sowohl der alten als auch der modernen Sprachen, darin einen wichtigen Effekt des Lateinlernens erkennen. Kann es sich eine „empirische“ Untersuchung leisten, – zumal, wenn daraus so weit reichende Schlüsse gezogen werden! –, auf eine – zumindest ergänzende – Einbeziehung der Lehrkräfte zu verzichten? Die meisten der am Gymnasium unterrichtenden Lehrkräfte der modernen Fremdsprachen Englisch, Französisch und Italienisch stimmen darin überein, dass ihr Unterricht von einem vorausgehenden Latein-Unterricht deutlich, bisweilen sogar dramatisch profitiert. Weshalb finden solche über viele Jahre erhobenen Erfahrungen in einem „empirischen“ Test keinerlei Niederschlag? Weshalb findet sich die Erfahrung der Praktiker, dass jeder Sprache durch die Zuordnung eines überschaubaren grammatischen Systems, so wie es das Lateinische transferierbar bereithält, gewissermaßen erst eine „dritte Dimension“ zuwächst (Sprachreflexion, Textreflexion), – weshalb findet sich diese Erfahrung nirgends in dem Tests der „Nürnberger Lateinstudie“ auch nur am Rande nachgefragt? Spricht dies alles nicht mehr gegen den Test als gegen das Latein? Zumindest eine kritische Hinterfragung der Testgestaltung angesichts seines in offensichtlichem Widerspruch zu langjährigen Unterrichtserfahrungen stehenden Ergebnisses würde man sich wünschen, und sie wäre auch wissenschaftlich dringend angezeigt!

4. Im Interesse einer empirischen Fundamentierung der „Nürnberger Lateinstudie“ darf ich darauf hinweisen, dass sich bei der Vorbereitung der Testierung der 11. Jahrgangsstufe im Rahmen dieser Studie herausgestellt hat, dass an der Schule des Unterzeichneten die Erfolgsquote der Schüler mit Latein als 1. Fremdsprache wesentlich höher ist als die der Schüler mit Englisch als 1. Fremdsprache. Von den in der 8. Jahrgangsstufe untersuchten 12 Schülern mit L1 befinden sich augenblicklich noch 9 in der 11. Jahrgangsstufe, von den 17 E1-Schülern nur noch 8 (die meisten mussten die Schule bereits in der Mittelstufe verlassen!). Ein solches Phänomen müsste nach meiner Überzeugung Hauptgegenstand einer derartigen Längsschnittuntersuchung sein, ist das Phänomen doch umso erstaunlicher, als sich, wie ELSBETH STERN selbst ausführt, die drei Gruppen (L1-Schüler, L2-Schüler und Schüler ohne Latein) „weder zu Beginn der Gymnasialzeit noch am Ende der 6. Klasse in der sprachlichen und nichtsprachlichen Intelligenz, in den Noten der Kernfächer sowie in ihrer Einstellung zum schulischen Lernen“ (S. 592) unterschieden haben!

5. Einige im Test formulierte Fragestellungen sind nicht anders als befremdlich zu bezeichnen, etwa die Frage nach der Übertragbarkeit des für das Lateinlernen aufgewendeten Fleißes auf andere Fächer. Erwartungsgemäß kommt ELSBETH STERN auch hier zu einem negativen Ergebnis. Wie hat man sich eigentlich eine solche Übertragung des Fleißes überhaupt vorzustellen? Dass die Schüler auf Grund des Aufwandes für das Lateinische auch in anderen Fächern mehr (quantitativ) oder besser (qualitativ) lernen? Da lädt man dem Lateinischen doch eine Bürde auf, die kein anderes Fach zu tragen bereit und in der Lage ist! Hier melden sich zusätzlich begründete Zweifel an der Korrektheit des Testverfahrens zu Wort, die sich darauf gründen, dass STERN offensichtlich die Bearbeitungszeiten der Hausaufgaben in den verschiedenen Fächern ohne weitere Problematisierung mit dem in diesen Fächern erbrachten Fleiß gleichsetzt. Geringere Bearbeitungszeiten bei den Hausaufgaben in anderen Fächern signalisieren

mitnichten, dass hier kein Fleiß-Transfer vom Lateinlernen stattfindet, sondern könnten – gerade umgekehrt – Indiz dafür sein, dass der Schüler auf Grund seines Vortrainings durch den Latein-Unterricht etwa im Englischen oder im Französischen effektiver und damit zügiger und rascher arbeitet! E. STERN zieht hier aus einem sicher zutreffend dokumentierten Tatbestand voreilige, und wie leider zu erwarten war, gegenüber dem Lateinlernen voreingenommene und einseitige Schlüsse! Die Feststellung, „dass Latein ein arbeitsintensives Fach ist, aber der Fleiß wurde offensichtlich nicht auf andere Fächer übertragen“ (S. 593) ist und bleibt eine völlig undifferenzierte und durch die Testergebnisse keineswegs verifizierte Aussage.

6. Was die angebliche Unfruchtbarkeit des Lateinlernens für den Erwerb der Fähigkeit zum „induktiven und deduktiven schlussfolgernden Denken“ anbelangt, darf zum einen an die generellen Schwierigkeiten der Kognitionspsychologie auf diesem Gebiet erinnert, zum anderen die Frage gestellt werden, ob eine auf wenige Stunden beschränkte Schüleruntersuchung hier überhaupt zu tragfähigen Erkenntnissen führen und weit reichende Schlussfolgerungen legitimieren kann. E. STERN macht sich die Sache auch in diesem Zusammenhang zu leicht, indem sie die (von ernsthafter Seite schon lange nicht mehr erhobene) These, die lateinische Sprache fördere auf Grund ihrer angeblich besonders logischen Struktur das logische Denken, anhand der Testergebnisse zurückweist. Sie unterlässt freilich den Hinweis darauf, dass niemand mit Sicherheit den Beitrag oder Nichtbeitrag irgendeines Faches „zum induktiven und deduktiven schlussfolgernden Denken“ exakt anzugeben oder gar durch Testreihen zu dokumentieren vermag, – weder im Positiven noch im Negati-

ven. Wissenschaftlich unstrittig ist auch in der Lernpsychologie, dass jegliche Art sprachlicher (auch: kontrastsprachlicher!) Kompetenz für das sich stets sprachlich vollziehende schlussfolgernde Denken von entscheidender Bedeutung ist.

7. ELSBETH STERNS auf der Grundlage der „Nürnberger Lateinstudie“ erhobener These, dass der Lateinunterricht weder positive Effekte für das Fremdsprachenlernen noch für das inhaltliche Textverständnis noch für die Entwicklung sprachlicher Intelligenz ganz allgemein erbringe, stelle ich meine in mehr als 30 Dienstjahren gemachte Erfahrung als Lehrer gegenüber, die mich in allen drei genannten Bereichen zu einem diametral entgegengesetzten Ergebnis führt. Ich kann auf Grund dieser Erfahrung auch nicht der von E. STERN angesprochenen wissenschaftlichen These von einer strengen „Situiertheit des Wissens“ (S. 592) (in dem Sinne, dass Wissen nur in sehr engen Grenzen übertragbar sei) zustimmen. Eine zu große Skepsis hinsichtlich der Übertragungsmöglichkeiten von Gelerntem oder gar die Verabsolutierung dieser These (sie beträfe im Übrigen ja alle Schulfächer!) würde uns alle in letzter Konsequenz auf den Status von Fachidioten reduzieren und jene „Vernetzung“ des Wissens verhindern, die wir Lehrer unseren Schülern – als entscheidendes Zukunftspotenzial – im Unterricht zu vermitteln versuchen. Bis zum wirklichen Erweis des Gegenteils halten wir daher noch fest an unserer Hoffnung, dass unsere Schüler – auch ohne Testbestätigung – zu dem Ergebnis gelangen: *Non scholae sed vitae discimus.*

(Erstveröffentlichung in: *Die Alten Sprachen im Unterricht 1/2001.*)

HERBERT MEYERHÖFER, Fürth